

Äußere Form:

Das Gedicht besteht aus vier Terzinen im jambischen Pentameter, zwischen weiblich und männlich alternierend. Das Reimschema ist ein dreifacher Kreuzreim (abc abc def def).

Inhalt

Das Gedicht beschreibt die Atmosphäre einer Stadt, in der das Leben feindlich, unmenschlich und unkindlich ist - damit wird die Stadt als Negativform des menschlichen Lebens dargestellt, in der man nicht leben, sondern nur vegetieren kann.

Stilmittel

Auffällig ist die differenzierte Wortwahl, vorwiegend benutzte Stilmittel sind Metaphern, Personifikationen und Depersonifikationen, Alliterationen, Vergleiche, ein Euphemismus und ausdrucksstarke Nomen (*Droschkenschimmel, Puderhände*), Verben (*stiert, glotzt, rennen, stöhnt, staunt*) und Adjektive (*weiß, halbtot, alt, griesgrämig, grau, verweint*). Das Gedicht ist expressionistisch formuliert.

Analyse und Interpretation

Zeile 1 *Ein weißer Vogel ist der große Himmel.*

Der Himmel ist bewölkt, die Kombination des Adjektivs "weiß" mit den Nomen "Vogel" und "Himmel" erzeugt eine positive Grundstimmung und macht neugierig. Man könnte sich eine überdimensionale Friedenstaube vorstellen, die am Himmel zu sehen ist.

Zeile 2 *Hart unter ihn geduckt stiert eine Stadt.*

Sofort ist der positive Eindruck vorbei: die Stadt ist "hart" "geduckt" und starrt, "stiert" teilnahmslos vor sich hin, sie macht sich offenbar klein, wie ein in die Enge getriebenes Tier und will wohl nicht gestört werden. Sie wird personifiziert und negativ beschrieben.

Zeile 3 *Die Häuser sind halbtote alte Leute.*

Noch eine Personifikation: die Häuser werden als "halbtote, alte Leute" bezeichnet, am Ende ihrer Existenz, kurz vor dem Einsturz, dem Ende ihres Daseins geweiht. Offenbar ist die gesamte Stadt halb verfallen, eher der Vergangenheit als der Gegenwart zugewendet - ein Zukunft hat sie wohl nicht mehr.

Zeile 4 *Griesgrämig glotzt ein dünner Droschkenschimmel.*

Die Alliterationen fallen auf, gleichzeitig findet eine Personalisierung statt, weil der "dünne Droschkenschimmel" "griesgrämig glotzt". Diese Zeile beschreibt Langeweile, Frustration aber auch Vernachlässigung - warum ist der Schimmel schließlich so dünn?

Zeile 5/6 *Und Winde, magre Hunde, rennen matt.*

An scharfen Ecken quietschen ihre Häute.

Die Winde werden als vergleichende Metapher beschrieben, wie sie wie "magre Hunde" "matt" werden, trotzdem pfeifen sie an "scharfen Ecken" - in der Metapher sind es die "Häute" der Hunde. Offenbar ist die Stadt so verbaut, daß die Winde schwächer werden, weil sie sich in den engen Straßen fangen.

Zeile 7/8 *In einer Straße stöhnt ein Irrer: Du, ach, du -
Wenn ich dich endlich, o Geliebte, fände...*

Die Straße ist menschenfeindlich: jemand, der Liebe sucht wird als "*Irre*" bezeichnet, der "*stöhnt*", weil er die Geliebte sucht, aber nicht findet. Wahrscheinlich ist es aussichtslos, in dieser Stadt Liebe zu finden - man muß offenlassen, ob der Konjunktiv potentiell oder unreal ist, weil man nicht weiß, was passieren würde.

Zeile 9 *Ein Haufen um ihn staunt und grinst voll Spott.*

Die Menschen werden entmenschlicht und derpersonifiziert, denn sie reagieren als "*Haufen*", der sich über Menschliches lustig macht. Damit wird die Stadt unmenschlich, weil die Menschen sich nicht mehr menschlich verhalten.

Zeile 10 *Drei kleine Menschen spielen Blindekuh -*

"*Kleine Menschen*" - hier sind wohl Kinder gemeint, die ausgerechnet "*Blindekuh*" spielen - das Spiel, bei dem man sich die Augen verbindet. Ob die "*Blindekuh*" kindliches Spiel oder nötiges Verhalten in dieser Realität ist, kann offen bleiben - beide Möglichkeiten sind denkbar.

Zeile 11 *Auf alles legt die grauen Puderhände*

Das Leben in der Stadt ist eine staubige Angelegenheit. Industrieabgase und Rauchrückstände sorgen für einen ständigen Staubregen, der als "*Puder*" beschönigt wird (Euphemismus).

Zeile 12 *Der Nachmittag, ein sanft verweinter Gott.*

Die Menschen in der Stadt sehnen sich nach der wenigen Freizeit, die ihnen noch bleibt und vergöttern sie. Freizeit am Nachmittag wird zum Religionsersatz, zum höchsten Gut, das den Menschen noch bleibt. Es ist nur folgerichtig, daß der Nachmittag zum Gott erhoben wird, trotzdem kann es auch dann regnen - dann weint Gott, doch leise, verhalten - weil er nicht mehr gebraucht wird, leidet er still, ohne zu stören.

Intention des Autors

Alfred Lichtenstein wurde 1889 in Berlin-Wilmersdorf als Sohn eines Fabrikanten auf und erlebte als Kind die Industrialisierung Berlins. In den zwanzig Jahren bis zu seinem Abitur dürfte er das Entstehen der Arbeiterviertel miterlebt haben, wobei er als Wilmersdorfer schon den besseren Verhältnissen zuzurechnen ist. Erste Erfolge hatte er 1913 parallel zur Promotion. Eine Karriere war ihm nicht vergönnt, kurz nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges starb er 1914 an der Westfront bei der Somme-Schlacht. Das Gedicht beschreibt in expressionistischer Wortwahl wahrscheinlich Lichtensteins Sicht auf die engen Arbeiterviertel der Jahrhundertwende.

Die Stadt damals und heute im Vergleich

Großstädtische Arbeiterviertel, wie das in der "Stadt" beschriebene Milieu, gibt es heute so nicht mehr, die Lebensbedingungen haben sich - zumindest in Deutschland - doch erheblich gebessert und die Infrastruktur der Städte ist auch besser geworden. Alles, was Lichtenstein so schrecklich beschrieben hat, ist heute lebenswerter und positiver bis auf zwei Ausnahmen: statt in Pferdemit ersticken die Städte eher an Abgasen und der Stellenwert der Freizeit ist erheblich höher geworden als es um die Jahrhundertwende wohl war. Städte sind nicht mehr Negativbeispiele des menschlichen Zusammenlebens, sondern haben sich zu bevorzugten Lebensformen entwickelt, während das Wohnen im Grünen durch gestiegene Fahrtkosten zum Auslaufmodell wird.